

Zwei Gedichte

Autor(en): **Volkart, Otto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **2 (1912)**

Heft 33

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640013>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 33 · 1912

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“
· · · Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern · · ·

17. August

Zwei Gedichte von Otto Volkart.

· · · Gruß · · ·

Tiefer schon die Schatten sinken
Und der Berge Wand verglüht,
Rosigbell, ein Hauch der Sehnsucht,
Nur noch hoch ein Wölkchen blüht.

Unsrer Freundschaft ätherweiches
Zeichen ist es, unser Traum;
Junges Lieben, selges Hoffen
Lichtvereint im Himmelsraum.

Die Liebe ist so riesengroß.

Die Liebe ist so riesengroß,
Kann dich doch nicht erreichen,
O du mein Licht, du weiße Ros',
Die Wangen tun mir bleichen.

Ihr Tränen, Tränen seid so heiß,
Was soll ich nur beginnen?
Mein Alles Du, mein Paradies,
Ich kann dich nicht erringen.

Ich küsse wild dein liebes Bild,
Ach, überströmt vom Weinen!
Die Sehnsucht wird mir nie gestillt,
Mit dir mich zu vereinen.

Es kommt die Nacht, es geht der Tag,
Und leise Sterne funkeln,

Dein Lockenschein nie leuchten mag,
Dein goldner, mir im Dunkeln.

Was das sittsame Roseli Hubacher alles erleben mußte.

Erzählung von Lilli Haller, Bern.

(6. Fortsetzung u. Schluß.)

Roseli trank schließlich die Tasse doch aus, fühlte eine wohlthuende Wärme im ganzen Körper und als der Uli wieder erschien, dankte es ihm übermäßig und tat nochmals, als ob es bezahlen wolle. Aber der Uli winkte ab, und setzte sich ins Chaisli. In seinen Augen konnte man sehen, daß er was zu sagen wünschte, aber vorerst mußte die Mähre wieder in Gang kommen. Und wie nun der Wind ihm in den Schnurrbart blies und in Roselis Schneeglöckchen, da hub er an: „Was ist auch mit Euch geschehen, da unten im Schloß, Roseli? Ist Euch übel geworden vor all den Herren?“ Er schaute der Jungfer aus Büchtigen frei ins Gesicht und lachte halb dazu. Roseli wandelte plötzlich die Luft an, ihm als dem ersten Menschen auf der Welt anzuvertrauen, welche Angst und Furcht es ausgestanden vor dem Prozedieren. Aber es überlegte, hielt zurück und meinte bloß: „Es ist mir einfach auf einmal ganz schwarz geworden vor den Augen und trümlig.“

Da lachte der Uli boshaft auf: „Das passiert den Wei-

bern, wenn sie zu viel in die „Versammlung“ laufen und nicht wissen, wie fromm tun. Ein Glas Wein wäre Euch gesünder, als Euer ewiges Beten, Singen und Augenverdrehen.“

Das war hart. Roseli ging's ja auch ohnedies schlecht genug. Nun warf man ihm zu allem noch seine Frömmigkeit vor, die es als Trost und Stütze im Leben brauchte und die es, gottlob, vor so manch Schlimmem, wie es glaubte, bewahrt hatte. Es wurde konfus, wollte zürnen, rutschte noch weiter von Uli weg in seine Ecke und schwieg. Und dies hilflose Schweigen nutzte der Aneubühler aus. Er begann von neuem: „Ja, so ist's Roseli, so ist's. Ich bin nicht der freinste, mir reden die Leute manches nach und gerade jetzt muß ich wegen so einem Weibsbild, das zuerst angebändelt, dann mich Schuld gegeben, vor Gericht; und sie hat Recht bekommen. Meinetwegen. Ich kann den Leuten das Maul nicht verbinden, aber doch bin ich der Schlechteste nicht. Und hundert Mal lieber bin ich so wie ich bin, als keinem Menschen was gönnen, vor Reid fast bersten, allen Leuten was